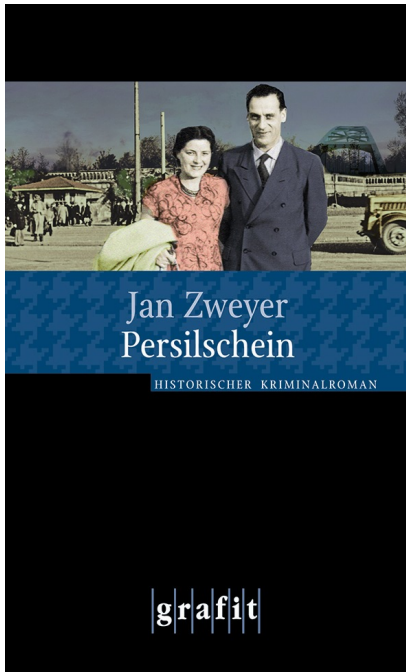


Leseprobe aus:

**Jan Zweyer
Persilschein**

Historischer Kriminalroman. Deutsche Erstausgabe.
ISBN 978-89425-615-9



Mittwoch, 20. September 1950

Ihr Mann war in Russland geblieben. Lange Zeit hatte Mechthild Krafzyk geglaubt, er sei gefallen und irgendwo in dem riesigen Land verscharrt worden. Das Grab ohne Kreuz und Inschrift. Ein namenloser Toter, so wie Millionen andere auch. Ihre Suchanfragen beim Roten Kreuz endeten immer gleich: mit einem kurzen, lapidaren Antwortschreiben, welches alle Hoffnungen zerstörte. *Uns liegen leider keine Hinweise auf den Verbleib des Vermissten vor.* Immer wieder dieser eine Satz. Irgendwann hatte sie sich damit abgefunden, zukünftig allein für ihr Kind sorgen zu müssen.

Doch dann war eine Postkarte von ihrem Liebsten eingetroffen. *Ich lebe. Mir geht es gut. Ich liebe dich.* Ohne Absender, lediglich mit einer Ortsangabe in kyrillischer Schrift, daneben in deutschen Großbuchstaben: *Karabasch*. Sie hatte im Atlas nachgeschaut. Westsibirien, südlicher Ural. Ein Kriegsgefangenenlager.

Diese neun Worte gaben ihr neue Zuversicht. Aber leichter wurde ihr Schicksal deshalb nicht. Zur Ungewissheit gesellte sich nun das Warten.

Ein halbes Jahr später hatte sie die nächste Karte erreicht. Auf ihr stand endlich eine Adresse. Sie hatte geantwortet, lange Briefe geschrieben. Briefe, von denen sie nicht wusste, ob sie ihren Mann je erreichen würden. So ging es Jahr für Jahr. Zwei Karten. Ihre Briefe. Die Ungewissheit. Und das Warten.

Mechthild Krafzyk arbeitete als Verkäuferin in einem Bochumer Kaufhaus. Sie war froh, diese Stelle gefunden zu haben, sicherte sie ihr doch ein bescheidenes Auskommen. Sie war mit ihrer Situation zufrieden. Andere Frauen mussten für weniger Geld als Ziegelsteinputzerinnen arbeiten. Sie waren Wind und Wetter ausgesetzt, trugen alte Arbeitskleidung und reinigten die Steine der Trümmergrundstücke.

Während sie tagsüber arbeiten war, musste ihre Tochter Ursula allein zurechtkommen. Morgens ging sie zur Schule, kam mittags nach Hause zurück und wärmte sich das vorbereitete Essen auf. Danach erledigte sie ihre Schularbeiten und blieb den Rest des Tages allein. Ein Schlüsselkind ohne Vater. Wie so viele.

Noch einsamer wurde der Tagesablauf des Mädchens, wenn im Kaufhaus, in dem Mechthild beschäftigt war, die monatliche Inventur anstand. Dann endete ihr Arbeitstag erst spät und Ursula war auch in den Abendstunden sich selbst überlassen. So wie heute.

Mechthild war zunächst mit der Straßenbahn von der Bochumer Innenstadt Richtung Wanne-Eickel gefahren. Dann stieg sie in Nähe der Stadtgrenze aus, um zu ihrer Wohnung im Stadtteil Hordel zu gelangen. Dazu musste sie einige Hundert Meter Straße passieren, deren Häuser fast vollständig durch Bomben zerstört worden waren. Die Trümmer türmten sich links und rechts ihres Weges zu beachtlichen Bergen auf. Dazwischen verblieben schmale Wege, die auf die Grundstücke führten.

Der Herbst kam früh in diesem Jahr. Es war bereits dunkel. Immer wieder riss der auffrischende Wind die Wolkendecke auf, sodass die Trümmerberge in fahles Mondlicht getaucht wurden. Die Ruinen der Wohnhäuser schienen jeden Moment auf die Straße stürzen zu wollen, um alles

unter sich zu begraben. Ein leises Heulen war zu vernehmen, wenn der Wind durch die verbliebenen Maueröffnungen blies.

Sie beschleunigte den Schritt, um die ihr bedrohlich vorkommende Umgebung möglichst schnell hinter sich zu lassen. Ihr fröstelte und sie schlug ihren Mantelkragen höher.

Plötzlich vernahm sie ein Geräusch. Was war das? Sie blieb stehen und spitzte die Ohren. Nichts – sie musste sich geirrt haben. Einige Meter weiter hörte sie es wieder. Lauter, deutlicher. Es klang wie ... Sie lauschte erneut in die Dunkelheit. Ja, jetzt war sie sicher, da war ein dumpfes Röcheln! Ein Tier?

Mechthild machte einige Schritte von der Straße fort auf einen der Wege, die die Schutthaufen trennten. Das Röcheln war nun unüberhörbar. Das konnte kein Tier sein – diese Geräusche stammten von einem Menschen!

Sie fasste sich ein Herz und ging weiter. Als sie die Reste einer Hausecke erreichte, verharnte sie für einen Moment und lugte in den dunklen Garten. Zunächst waren nur Schemen auszumachen. Dann aber fegte der Wind die Wolken beiseite und Mechthild konnte die Szene im Mondlicht deutlich erkennen. Im Garten stand ein Mann, der sich mit einem blitzenden Messer in der Hand über einen Körper beugte.

Die junge Frau wich entsetzt zurück und stieß einen erstickten Schrei aus. Sofort presste sie ihre Hand auf den Mund, aber es war zu spät.

Der Mann fuhr herum. Für einen Moment sah sie sein Gesicht. Und er ihres. Sie kannte ihn. Und er, das wurde ihr mit Schrecken klar, kannte sie auch. Ihr schien, als ob er sich nach kurzem Zögern auf sie zubewegte. Mechthild stockte der Atem. Dann hörte sie von der Straße her Stimmen, die

sich unterhielten. Andere Passanten. Schutz! Rettung! Sie drehte sich um und rannte so schnell sie konnte. Nur weg von hier!

Die Gestalt, die das Geschehen aus dem Dunkel der Ruine beobachtet hatte, blieb von beiden unbemerkt.

2

Freitag, 22. September 1950

Wer hat den Toten gefunden?« Hauptkommissar Peter Goldstein wandte sich seinem Kollegen Heinz Schönberger zu.

»Spielende Kinder. Heute Mittag.«

Die beiden Polizisten grüßten den uniformierten Beamten, der den Zugang zum Grundstück sicherte, mit einem Kopfnicken.

»Genau genommen war es kurz nach ein Uhr, als der Anruf bei uns einging. Die Kinder mussten erst zu einer Gaststätte laufen, die glücklicherweise über ein Telefon verfügte. Der Wirt hat uns dann benachrichtigt.«

»Haben wir die Namen der Kinder?«

»Ja.«

Der fünfundfünfzigjährige Goldstein blieb stehen, um sich einen Überblick zu verschaffen. Links und rechts befanden sich Hausruinen, vor ihnen lag ein verwilderter Garten von beachtlicher Größe. In der Mitte des Gartens wuchs ein Busch, unter dem eine leblose Person lag. In einiger Entfernung standen zwei weitere Polizisten und rauchten.

Goldstein ging zu ihnen. »Guten Tag. Ist die Spurensicherung schon verständigt?«

»Ja. Müsste jeden Moment hier sein«, antwortete einer der Männer. »Und die Gerichtsmedizin ist auch informiert.«

»Prima.« Goldstein nahm den Toten näher in Augenschein und achtete darauf, wohin er seine Füße setzte. Der Mann lag auf dem Rücken, war etwa fünfzig Jahre alt, von untersetztem Körperbau und hatte volles, dunkles Haar. Seine Augen waren geschlossen, der Mund weit aufgerissen. Die Goldzähne waren nicht zu übersehen. Der Tote trug einen teuer aussehenden Mantel mit Pelzbesatz, einen grauen, scheinbar neuen Anzug und schwarze Lederschuhe. Zwei Finger seiner rechten Hand schmückten protzige Ringe. Am auffälligsten jedoch war der breite Schnitt, der seine Kehle von einem bis zum anderen Ohr durchtrennt hatte. Sein Blut hatte Anzug und Mantel durchtränkt und rotbraune Spuren in der Erde hinterlassen.

Der Hauptkommissar richtete sich mit einem leichten Stöhnen wieder auf. Obwohl er immer noch schlank war und von Zeit zu Zeit sogar Sport betrieb, plagten ihn immer häufiger Rückenschmerzen. Das Alter, dachte er. Wenigstens konnte er sich noch seiner vollen Haarpracht erfreuen. Es gab jüngere Kollegen, deren Mittelscheitel halb so breit waren wie ihre Köpfe. »Was können Sie mir sonst noch mitteilen?«, fragte er die Beamten.

»Wir haben die Tatwaffe entdeckt«, antwortete der zweite Polizist und trat seine Zigarette im hohen Gras aus. »Ein Messer.«

Goldstein warf ihm einen missbilligenden Blick zu. Der Mann verstand sofort, bückte sich und schob die Kippe in die Uniformjacke. »Verzeihung«, murmelte er.

Goldstein ignorierte die Entschuldigung. »Wo?«

Der Beamte zeigte auf einen Reisighaufen. »Da hinten. Soll ich Ihnen den Fundort zeigen?«

»Damit wir noch mehr hier herumtrampeln? Natürlich nicht. Erst lassen wir die Spurensicherung ihre Arbeit tun.« Goldstein schüttelte den Kopf. »Haben Sie das Messer angefasst?«

Die beiden verneinten. »Spuren sind jedenfalls keine mehr zu finden«, ergänzte der Beamte dienstefrig.

»Hm. Die Suche nach Spuren sollten wir doch besser den Experten überlassen, meinen Sie nicht?«

»Selbstverständlich.«

»Gut. Sorgen Sie dafür, dass das Grundstück gesichert bleibt. Ich will hier keine Schaulustigen sehen.« Als die Uniformierten außer Hörweite waren, warf Goldstein einen Blick auf seine Armbanduhr und drehte sich zu Schönberger um. »So wie es aussieht, wirst du diese Sache allein weiter bearbeiten müssen.«

»Warum?«

»Es ist gleich drei Uhr. Feierabend.«

»Seit wann hältst du dich an geregelte Arbeitszeiten?«

»Heute ist mein letzter Tag. Ab Montag bin ich wieder in Herne.«

Drei Wochen zuvor hatte sein Vorgesetzter Wilfried Saborski, Kriminalrat in Bochum, Goldsteins zeitweilige Versetzung von Herne nach Bochum angeordnet. Grund für diese Maßnahme war akuter Personalmangel in der dortigen Dienststelle gewesen. Zu viele Bochumer Kollegen hatte eine ansteckende Magen-Darm-Erkrankung außer Gefecht gesetzt. Goldstein musste diese Entscheidung Saborskis zähneknirschend akzeptieren. Mittlerweile hatte sich die Personalsituation wieder entspannt und Goldstein konnte in sein vertrautes Büro in Herne zurückkehren.

»Na und?«, erwiderte Schönberger. »Ich wette eine Kiste Bier, dass du diesen Fall behalten wirst. Herne hin oder her.«

Goldstein grinste und hielt ihm die Hand hin. »Einverstanden.«

Schönberger schlug ein.

Motorengeräusch war von der Straße zu hören, Türen schlugen. Kurz darauf standen zwei Beamte der Spurensicherung im Garten. Goldstein wies sie ein und sein uniformierter Kollege zeigte ihnen die vermutliche Tatwaffe.

Dann begannen die Männer mit ihrer Arbeit. Sie stellten kleine Metallschilder mit Nummern neben den Spuren auf, die sie meinten gefunden zu haben, fotografierten alles, nahmen Gipsabdrücke diverser Fußspuren, durchsuchten die Bekleidung der Leiche, ohne diese in ihrer Lage zu verändern, sicherten das Messer nebst anderen Fundstücken in Beuteln aus Pergaminpapier und hielten ihre Erkenntnisse schriftlich fest.

Etwa dreißig Minuten später erstattete einer der beiden Bericht: »Das Messer ist anscheinend tatsächlich die Tatwaffe. Ein handelsübliches Haushaltsmesser würde ich sagen. Wir haben bei dem Toten keine Papiere gefunden. Auch keine Schlüssel. Absolut nichts. Das ist sehr ungewöhnlich. Ein Raubmörder nimmt so etwas in der Regel nicht mit. Das spricht meines Erachtens dafür, dass der Täter uns über die Identität des Toten möglichst lange im Unklaren lassen will. Vielleicht wusste er auch, wo der Tote gewohnt hat und möchte sich dort in aller Ruhe und vor allem ungestört umsehen. Nur ein Streichholzbriefchen haben wir in seiner Manteltasche gefunden. Anscheinend war das für den Täter uninteressant.« Der Mann öffnete einen der Beutel. »Ein Werbegeschenk von einer Gaststätte namens *Die Ritze*.«

Goldstein kannte den Laden. Eine ziemlich schlecht beleumundete Kaschemme in der Nähe des Herner Hauptbahnhofs, die sich großspurig als Nachtclub bezeichnete.

»Ansonsten mit Ausnahme des Messers kaum Brauchbares. Nach unseren ersten Untersuchungen sind an der Tatwaffe keine Fingerabdrücke zu finden. Wir werden das Messer allerdings im Labor noch einmal genauer unter die Lupe nehmen. Auf jeden Fall scheint der Täter ziemlich umsichtig vorgegangen zu sein.«

»Handschuhe?«, vermutete Goldstein.

Sein Kollege nickte. »Wir wären dann fertig.«

»Danke«, erwiderte der Kriminalkommissar.

»Guten Tag, die Herren.« Doktor Werner Gerber, der Gerichtsmediziner, war zu ihnen getreten. Der Arzt trug einen dunklen, nicht mehr ganz neuen Anzug, ein weißes Hemd, Krawatte und darüber einen leichten Regenmantel. Er sah aus, als ob ihn die Leichenmeldung während einer Opernaufführung erreicht hätte. »Eine Leiche am Freitagnachmittag verdirbt einem das ganze Wochenende, finden Sie nicht?« Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete Gerber seine Aktentasche, zog ein zusammengefaltetes Tuch hervor und breitete es neben dem Toten auf dem Boden aus. Dann kniete er sich darauf und begann mit der Untersuchung der Leiche. Goldstein und Schönberger sahen schweigend zu.

»Wie lange ist der Mann schon tot?«, wollte Goldstein wissen, als sich Gerber wieder aufgerichtet hatte.

»Die Livores – Entschuldigung, das sind die Totenflecken – sind nicht sehr ausgeprägt. Das liegt mit Sicherheit am großen Blutverlust. Als Erstes sind diese eigentlich am Hals sichtbar. Dummerweise«, Gerber lächelte schief, »hat der Täter genau diesen durchgeschnitten. Das Blut hat die Umgebung des Schnittes verschmutzt. Dort ist momentan nichts zu erkennen. Aber an den Unterarmen finden sich kleine blassrote Flecken, die sich nur unvollständig wegdrücken lassen. Der Rigor Mortis ...«

»Der was?«, fragte Schönberger.

»Totenstarre. Sie ist vollständig ausgebildet und lässt sich nicht lösen. Beide Indizien sprechen für einen Todeszeitpunkt, der wenigstens zwölf Stunden, vermutlich aber länger zurückliegt. Ich tippe auf mindestens einen Tag. Die Todesursache jedoch ist eindeutig: glatte Wundränder, klaffende Wunde, kein Probierschnitt. Die Tiefe des Schnitts reicht fast bis zur Wirbelsäule. Mord, ohne jede Frage. Der Schnitt verläuft von rechts oben nach links unten. Das bedeutet, der Täter hat das Messer mit der linken Hand geführt und von hinten geschnitten.«

»Linkshänder?«, warf Goldstein ein.

»Mit großer Wahrscheinlichkeit.« Der Mediziner machte einen Schritt auf die Polizisten zu. »Haben Sie eine Zigarette für mich? Ich habe meine im Auto liegen gelassen.«

Schönberger reichte ihm eine und gab Gerber Feuer.

»Danke.« Der Rechtsmediziner nahm einen Zug. »Sie sehen ja das verfärbte Erdreich. Das Blut ist trotz des Regens der letzten Tage noch deutlich zu erkennen. Die Tat wurde zweifellos hier verübt. So, das ist im Moment alles, was ich Ihnen sagen kann. Näheres in meinem Bericht.« Er klemmte die Zigarette in den Mundwinkel, bückte sich, hob die Decke auf, schüttelte sie sorgfältig aus, faltete sie zusammen und verstaute sie in seiner Tasche. Dann deutete er mit seiner rechten Hand einen militärischen Gruß an und ging wortlos.

Goldstein rief einen der Uniformierten zu sich. »Der Tote kann jetzt abtransportiert werden. Und lassen Sie den Tatort reinigen.«